

MARTIN LUH

**FUCHS
NACHT**

EIN HOCHSTEIRER KRIMI

Impressum

Autor:

© 2023 Martin Luh

www.martin-luh.at

Umschlaggestaltung & Illustrationen:

Andreas Paar

Verlag:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at



ISBN: 978-3-99152-482-3 (Paperback)

ISBN: 978-3-99152-481-6 (e-Book)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Alle Namen und Ereignisse in diesem Buch sind frei erfunden, alle Übereinstimmungen mit der Realität sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Für Brigitte

Prolog

Bruck an der Mur, März 1945

Das Rattern der Browning 12,7 mm Bordwaffen an den Tragflächen der P-51C *Mustang* übertönte zeitweilig das Geräusch des kräftigen Packard Merlin Motors, während die Maschine im Tiefflug über das Bahnhofsgelände strich. Mit geschickten Manövern und kurzen Feuerstößen versuchte der Pilot des wendigen Jagdflugzeugs möglichst viel Zerstörung zu verursachen. Seine Ziele waren neben Lokomotiven und Waggons auch strukturelle Einrichtungen rund um die Gleisanlagen, wie etwa Lagerschuppen und Treibstoffdepots.

In Begleitung einer zweiten P-51 war er von Norditalien aus über Kärnten in die Weststeiermark geflogen und hatte bei Knittelfeld zwei mittelschwere Sprengbomben über dem Industriegebiet abgeworfen. Auf dem weiteren Weg durch das obere Tal der Mur war dann sein Kamerad am Zug gewesen und hatte die Anlagen am Bahnknoten in Sankt Michael bombardiert, um im Anschluss mit den schweren Maschinengewehren eine Garnitur Güterwaggons in Leoben zu attackieren. Er selbst war bei Niklasdorf in einer Schleife nach Nordosten abgeschwenkt, hatte das untere Lamingtal gequert und vor Kapfenberg in einer engen Rechtskurve bei gleichzeitigem Sinkflug den Bahnhof Bruck an der Mur ins Visier genommen. Durch das überraschende Manöver und die unerwartete Angriffsrichtung war es der Luftabwehr vor Ort nicht gelungen, sein Flugzeug in irgendeiner Weise zu gefährden.

Der amerikanische Pilot war sehr erfahren. Nach ungezählten erfolgreichen Offensiven in der Normandie, im Elsass und in den Niederlanden war er vor kurzem nach Norditalien in die Nähe von Udine versetzt worden, von wo aus er nahezu täglich Einsätze auf Industrieanlagen in Bayern und Salzburg flog. Während seine Kameraden in großen Verbänden von B-17 *Flying Fortress* Bombern

vor allem Städte ins Visier nahmen, konzentrierten sich die Aktivitäten der wendigen P-51 Jagdbomber auf kleinere strategische Ziele. Bis 1943 waren die Maschinen der *Mustang* Baureihe in erster Linie zum Begleitschutz der verwundbaren Bomberstaffeln im Einsatz gewesen, danach erwiesen sie sich durch ihre außergewöhnliche Reichweite, Geschwindigkeit und Wendigkeit zusehends kriegsentscheidend, indem sie die Deutsche Luftwaffe praktisch ausschalteten.

Mit konzentriertem Blick korrigierte er die Flugrichtung um ein paar Grad nach Steuerbord, um nach dem Beschuss einer Lokomotive den Geräteschuppen der Lamingtaler Schmalspurbahn zu beharken. Im Anschluss plante der Pilot noch das Gebäude der Papierfabrik unter Feuer zu nehmen, bevor er im Steigflug nach Westen abschwanken und zu seinem Kameraden bei Niklasdorf stoßen wollte. Gemeinsam würden sie dann den Rückflug nach Norditalien zum alliierten Luftstützpunkt antreten, von dem aus sie gestartet waren.

Der Amerikaner war zuversichtlich, dass der Krieg bald enden würde, denn der Widerstand der Deutschen Wehrmacht war so gut wie gebrochen, ganz zu schweigen von der Luftwaffe, die nahezu nicht mehr existierte. Seinen eigenen Erfolg bei den Luftangriffen schrieb er der guten Ausbildung, gewissenhafter Planung und selbstverständlich wertvoller Erfahrung durch dutzende vorangegangene Einsätze zu. Ein wenig Glück brauchte man als Kampfpilot natürlich auch, aber dem hatte er auf besondere Weise nachgeholfen. Der Talisman, den er zum Schutz vor Feuchtigkeit sorgfältig in Wachstuch eingenäht hatte und stets mit einem Lederriemen befestigt an seinem Gürtel trug, hatte ihn bisher vor Gefahr geschützt, davon war er felsenfest überzeugt. Nur noch ein paar Monate bis der Irrsinn vorüber sein würde...

In dem Augenblick, als der Pilot den Auslöseschalter für die Maschinengewehre auf dem Griff des Steuerknüppels betätigen wollte, um das kleine Lagergebäude zu beschießen, verspürte er plötzlich einen stechenden Schmerz über seiner linken Hüfte. Danach ging alles sehr schnell: die Einschläge von Geschossen im Flugzeugrumpf waren deutlich zu hören, die linke Seitenscheibe der Cockpithaube zerbarst und Schmieröl oder Hydraulikflüssigkeit

spritzte aus einer getroffenen Leitung über seine Schutzbrille und nahm ihm die Sicht. Instinktiv wischte er mit seinem Unterarm die schmierige Substanz von den Gläsern, während er damit kämpfte, die Maschine in die Höhe zu ziehen. Im Schock über den unerwarteten Beschuss, der von einer getarnten Position hinter einer der kleinen Barracken erfolgt sein musste, konnte er im ersten Augenblick weder den Grad seiner Verwundung, noch den Zustand der *Mustang* exakt bestimmen. Trotz getrübttem Gesichtsfeld gelang es ihm, die P-51C soweit unter Kontrolle zu bringen, dass keine Gefahr bestand, in ein Gebäude zu stürzen oder gegen eine Bergflanke zu krachen. Er ging im Geiste eine Checkliste für die schwerwiegendsten Schäden und Fehlfunktionen an dem Jagdbomber durch und entschied, dass sein Hauptaugenmerk auf einer funktionierenden Kühlung des 12-Zylinder-Motors liegen musste. Seitenruder, Höhenruder und Querruder schienen einwandfrei zu reagieren und die Instrumente zeigten soweit keine Auffälligkeiten. Die Geschosse dürften aus einem Maschinengewehr abgefeuert worden sein, jedoch die vitalen Teile der Maschine verfehlt haben.

Nachdem der erste Schreck verflogen war, wurden dem amerikanischen Piloten mehrere Dinge zugleich bewusst. Zum einen war die Luft, welche an der zertrümmerten Seitenscheibe vorbeiströmte, ohrenbetäubend laut. Zum zweiten hatte er kurzfristig die Orientierung verloren und war statt in Richtung Westen nach Nordwesten abgewichen und nun im Steigflug unterwegs entlang des Lamingtals. Und zum dritten dürfte er nur von einem Geschößsplitter getroffen worden sein, denn ein direkter Einschlag wäre durch die gepanzerte Rückwand des Cockpits verhindert worden. Letzteres gab ihm die Hoffnung, dass die Verwundung nicht allzu schlimm sein sollte. Den Lärm konnte er nicht ändern, die Flugrichtung sehr wohl. Als er eine enge Linkskurve einleitete, um das südlich gelegene Niklasdorf und damit den vereinbarten Treffpunkt mit seinem Kameraden zu erreichen, bemerkte er im Tal unter sich die in der Vormittagssonne glänzenden Gleise einer Bahnstrecke und unweit davon eine kleine Ortschaft. Das musste Sankt Katharein sein, soweit er sich an die Karten erinnern konnte, die er auf der Basis studiert hatte.

Was der Pilot nicht wissen konnte, war der ungewöhnliche Ablauf der Geschehnisse während des Angriffs auf den Brucker Bahnhof. Hinter einem kleinen Schuppen befand sich tatsächlich eine MG-Stellung, die von zwei aufmerksamen Verteidigern bemannt war. Die beiden hatten bereits zuvor ähnliche Tieffliegereinsätze miterlebt und ihre Waffe entsprechend positioniert. Als die P-51C *Mustang* über ihren Köpfen aufgetaucht war, hatten sie nichts anderes getan, als eine kurze Salve abzufeuern, von der drei Geschosse in das Flugzeug einschlugen. Die ersten beiden durchlöcherten den Rumpf ohne besonderen Schaden anzurichten, doch das dritte prallte nach dem Durchdringen der Aluminiumhaut auf den Rahmen der Maschine und zerbrach in mehrere Splitter. Einer davon traf die Hydraulikleitung des Fahrwerks, ein weiterer die Seitenscheibe der Cockpithaube und ein dritter durchtrennte das Lederband des Talismans am Gürtel des Piloten, bevor er sich oberhalb der Hüfte in dessen Bauchraum bohrte und in den Eingeweiden steckenblieb.

Der kleine, in Wachstuch eingenähte Gegenstand war langsam zu Boden gegliitten und wurde nun durch den steilen Rollwinkel der Maschine sowie den Sog, den der Luftstrom an der geborstenen Scheibe erzeugte, aus dem Innenraum ins Freie gezogen, wo er nach mehreren Sekunden des freien Falls auf dem weichen Waldboden aufschlug und neben dem Eingang zu einem Fuchsbau zu liegen kam.

Der amerikanische Pilot steuerte seine Maschine über die Berge nach Niklasdorf, wo er plangemäß mit seinem Kameraden zusammentraf, der zwischenzeitlich die Bahnanlagen in Leoben beschossen hatte. Die beiden *Mustangs* schwenkten nun nach Südwesten ab, um den Rückflug zum Luftstützpunkt bei Udine anzutreten.

Kurz vor Knittelfeld erreichten die bisher erträglichen Schmerzen in seinem Unterbauch einen ersten quälenden Höhepunkt. Der Pilot wurde von einer Welle der Übelkeit heimgesucht und schaffte es nur mit eiserner Konzentration, die Kontrolle über seinen Körper und über das Flugzeug zu behalten. Schweiß bildete sich auf der Stirn unterhalb des Lederhelms und begann die verschmierte Schutzbrille von innen zu beschlagen. Er hatte die geplante Flughöhe erreicht und wagte nun einen Blick auf die Stelle an seiner linken

Flanke, wo dunkles Blut die gefütterte Wolljacke bereits großflächig durchtränkt hatte. Mit den dicken Lederhandschuhen war er nicht in der Lage, die Wunde genauer zu untersuchen und somit blieb ihm nichts anderes übrig, als die Augen nach vorne zu richten und den Jagdbomber möglichst rasch zur Basis nach Norditalien zu fliegen.

Die Schmerzen erreichten im Anflug auf den alliierten Stützpunkt ihren zweiten Höhepunkt und führten aufgrund seines schwindenden Bewusstseins beinahe zum Absturz der *Mustang*. Mit letzter Kraft und ausfallendem Gesichtsfeld setzte der Pilot die P-51C ohne Fahrwerk auf dem Rollfeld auf. Die Räder konnten zwar trotz beschädigter Hydraulik manuell ausgeklinkt und durch beidseitiges Rollen der Maschine arretiert werden, jedoch war der Mann zum Zeitpunkt des Sinkfluges nicht mehr in einem Zustand, der es ihm erlaubt hätte, dieses Manöver durchzuführen. Nach der Bruchlandung rutschte der erstaunlich robuste Rumpf mehrere hundert Meter über den Boden, verlor dabei nur die Propellerblätter und kam schlussendlich zum Stillstand.

Die letzte bewusste Aktion, die der amerikanische Pilot setzte, war das Abschalten der Zündung, bevor es vor seinen Augen endgültig schwarz wurde. Das Öffnen der Cockpithaube durch seine Kameraden bekam er noch entfernt mit, das vorsichtige Befreien seines leblosen Körpers aus der engen Kabine jedoch nicht mehr.

Kapitel 1

Tragöß–Sankt Katharein, Jänner 2023

Der Fuchsrüde war ein Veteran. Im Laufe seines langen Lebens hatte er weite Gebiete durchstreift, schon so manches Huhn von einem Bauernhof gestohlen und unzähligen Nachwuchs gezeugt. Er war von Krankheiten und Parasiten weitgehend verschont geblieben und aufgrund seiner Vorsicht schon so mancher Kugel eines Jägers ausgewichen. Sein roter Balg war dicht und seine Lunte buschig.

Der Schnee glitzerte im silbernen Mondlicht, als er sich auf die Suche nach einer paarungsbereiten Fähe machte. Er durfte den geeigneten Zeitpunkt nicht verpassen, denn seine Artgenossinnen waren nur zwei bis drei Tage lang empfängnisbereit. Während er im Schatten der Bäume am Waldsaum entlanglief, vernahm seine feinen Ohren aus der Ferne das Piepen einer Maus. Der Umweg zu der vielversprechenden Nahrungsquelle war nicht bedeutend und ein Imbiss vor der Brautschau konnte nicht schaden. Nach kurzem Zögern steuerte der Fuchs den Ausgangspunkt des Geräusches an, der in der Nähe der Landesstraße liegen musste. Neben den unbeleuchteten Häusern – es war zeitig in der Früh und er wusste, dass die Menschen um diese Zeit kaum aktiv waren – stand nur ein einsames Fahrzeug etwas abseits der Fahrbahn. In unmittelbarer Nähe befanden sich ein großer Berg Hackgut und einige Haufen Reisig. Letztere dienten Mäusen und anderem Kleingetier als bevorzugte Behausung. Dies hatte er bereits als Welpen bei seinen ersten Streifzügen von seiner Mutter gelernt. Da war es wieder, das verlockende Piepen!

Das kleine .17 *Hornet* Geschoß traf ihn etwas hoch hinter dem Vorderlauf und durchschlug seine Lungen, bevor es auf der gegenüberliegenden Seite wieder austrat. Mit gestreckter Lunte lief der Fuchsrüde instinktiv in Richtung des Waldes. Der Schuss war

absolut tödlich, doch solange ein Rest Sauerstoff in seinem Blut vorhanden war und er seine Beine bewegen konnte, würde er nicht stoppen. Erst als er die Felswand erreichte, über der sich sein Bau befand, geriet er ins Wanken und fiel schlussendlich entkräftet in den Schnee. Ein letztes Zucken durchlief seinen Körper bevor es still wurde.

„Habe ich ihn verfehlt?“, fragte Monique beunruhigt und sicherte das Gewehr.

„Ich glaube nicht“, meinte Paul zuversichtlich, „Er hat deutlich gezeichnet. Sehen wir uns den Anschuss an.“

Gemeinsam mit Linda, die ebenfalls mit in dem Fahrzeug gesessen hatte, stapften die beiden zu der Stelle, an welcher der Fuchs gestanden war, als die Jägerin den Abzug ihrer Büchse betätigte.

„Schau, hier ist Schweiß!“, deutete Paul aufgeregt auf die kleinen Blutstropfen im Schnee.

„Er ist in diese Richtung davon“, nickte Linda in Richtung Wald, „Die Spur ist zwar problemlos erkennbar, aber ich würde Susi gerne darauf ansetzen, damit sie ein wenig üben kann.“

Nachdem Kiko, Pauls treue Jagdhündin, langsam in die Jahre kam, hatten die beiden beschlossen ihr einen jungen Welpen zur Seite zu stellen. Die kleine Susi konnte von der alten Kiko viel lernen, während sie die alte Dame im Gegenzug ordentlich auf Trab hielt. Von Anfang an hatten sich die Hunde gut vertragen und der Neuankömmling vom vergangenen Herbst hatte bereits eine gute Veranlagung erkennen lassen.

„Sie ist doch noch viel zu jung!“, protestierte Paul, „Lassen wir Kiko nachsuchen, sie ist schon ganz aufgeregt. Außerdem hat sie schon lange nichts mehr zu tun gehabt, weil eure Stücke immer im Feuer liegen.“

Tatsächlich war die alte Hündin im Fahrzeug kaum mehr zu bändigen, sie wollte unbedingt dem geflüchteten Fuchs hinterher laufen und gab dies den Jägern durch entsprechende Lautäußerungen unmissverständlich zu verstehen.

„Na gut“, brummte Linda, „ich bleibe hier bei Susi und ihr beiden könnt ja den Fuchs holen gehen.“

„Darf ich versuchen, mit Kiko alleine der Spur zu folgen?“, fragte Monique bescheiden, „Ich würde gerne wissen, ob sie nur dir folgt oder auch mir.“

„Natürlich gerne! Pass nur auf, sie wird dich wie ein Schlittenhund durch den Schnee ziehen. Bei einer Nachsuche auf Fuchs oder Marder ist sie nicht zu halten. Nimm das Gewehr mit, falls ein Fangschuss notwendig sein sollte. Ich lege Kiko inzwischen an die Leine.“

Die routinierte Hündin benötigte kein Kommando. Noch bevor Monique am Ort des Anschusses ‚Such!‘ sagen konnte, hatte Kiko die Situation erfasst und zog die überraschte Jägerin in Richtung der Bäume. Der Schnee war zwar nicht besonders tief, aber es gelang der jungen Frau kaum, dem kräftig gebauten Vierbeiner nachzukommen. Hinter sich hörte sie das amüsierte Lachen von Paul und Linda.

Nach etwa einhundert Metern erreichten sie den Waldrand, doch Kiko führte Monique unbeirrt weiter durch Gestrüpp und Unterholz, immer tiefer in die dicht bestockte Forstfläche. Das Laufen war hier einfacher, da nur wenig Schnee den Boden erreicht hatte, allerdings waren die Blutstropfen nun kaum mehr sichtbar. Das war der Hündin offensichtlich herzlich egal, denn sie benutzte ausschließlich ihre Nase. Das Gelände begann sanft anzusteigen und nach weiteren gefühlten hundert Metern erreichte das Gespann felsigen Untergrund, den es vorsichtig zu überqueren galt. Wenige Schritte weiter wurde die Suche deutlich erschwert durch dichte Haselstauden und Brombeerranken, die dem Duo beinahe den Weg versperrten. Monique wusste, dass sie sich bereits an der Grenze zum Nachbarrevier befand und hoffte inständig, dass der Fuchs diese nicht überquert hatte. In so einem Fall musste der Jagdaufseher des Reviers um Erlaubnis zur weiteren Nachsuche gefragt werden, was um zwei Uhr in der Früh nicht besonders erfolgversprechend war.

Der regelmäßige Laut von Kiko riss die junge Frau aus ihren Gedanken. Es schien, dass die Hündin etwas entdeckt hatte und die Jägerin auf ihre Leistung aufmerksam machen wollte. Langsam näherte sie sich der Stelle, Gewehr schussbereit. Als sie den leblosen

Fuchs unter einer kleinen Felswand liegen sah, sicherte und schulterte sie die Waffe sogleich wieder. Die Szene erweckte beinahe den Anschein, als ob das Tier im Mondlicht friedlich schlief. Während Kiko unter Gebell um den gefallenen Gegner herumsprang, suchte Monique den Einschuss am Wildkörper.

„Hinter dem Blatt“, murmelte sie, „Ein Wunder, dass er so eine weite Strecke geflüchtet ist. Der Schuss war sofort tödlich.“

An die Hündin gewandt fügte sie anerkennend hinzu: „Komm her, Kiko, lass dich knuddeln! Danke für die erfolgreiche Nachsuche.“

Als sie den Fuchsrüden mit Handschuhen an den Hinterläufen packen wollte, um ihn zurück zum Fahrzeug zu tragen, fiel ihr Blick auf einen seltsamen weißen Ast, der auf einer schneefreien Fläche unterhalb des Felsens lag. Das Mondlicht, das durch die Bäume drang, erlaubte kein genaueres Bestimmen des Gegenstands, daher zückte Monique kurzerhand ihr Mobiltelefon und aktivierte die Leuchtfunktion. Im Schein der kleinen aber starken LED erkannte sie zu ihrem Horror, dass der vermeintliche Ast ein Rippenknochen war und ziemlich sicher nicht von einem Wildtier stammte. Nicht nur das, es lagen weitere Stücke im unmittelbaren Umkreis, die allesamt auf die Anatomie eines Menschen hindeuteten: ein Unterkiefer mit Füllungen in einigen Zähnen, ein paar weitere Rippen, ein Wirbelknochen und zahlreiche undefinierbare Fragmente.

Der Jägerin lief ein kalter Schauer über den Rücken, als sie mit zitternden Fingern die Fundstücke berührte. Die meisten waren stellenweise von einer grünlichen Schicht überzogen, was darauf hindeutete, dass sie schon länger im Wald gelegen waren. Auch zeigte Kiko keinerlei Interesse, was die Annahme bestätigte. Monique sah sich um, bevor sie mit der Kamera an ihrem Smartphone einige Aufnahmen von den Knochen machte. Wer auch immer hier verstorben war, hatte ein äußerst unvollständiges Skelett hinterlassen. Nachdem es an Ort und Stelle eindeutig nichts Dringendes zu unternehmen gab und Pauls Hündin langsam ungeduldig wurde, schnappte sie den Fuchs und machte sich auf den Weg zurück zu ihren Freunden.

„Weidmannsheil!“ riefen die beiden schon aus der Entfernung,

sobald die erfolgreiche Jägerin aus dem Schatten des Waldes auf die verschneite Wiese trat.

„Wir haben Kikos Laut gehört und da war uns klar, dass der Fuchs liegt“, erklärte Linda.

„Wow, der Rüde ist aber besonders stark“, rief Paul bewundernd, „hast du mit dem Balg etwas vor?“

Monique überlegte: „Vielleicht sollte ich ihn gerben und daraus einen Muff oder eine Mütze machen lassen. Es wäre tatsächlich schade, ihn einfach zu entsorgen, der alte Bursche hat Besseres verdient. Was mich erstaunt, ist die weite Fluchtstrecke, bevor er endet ist. Das waren sicher über zweihundertfünfzig Meter.“

„Vermutlich hat er instinktiv versucht, sich in seinen Bau zurückzuziehen“, meinte ihre Freundin.

„Das denke ich auch. Seine Behausung kann nicht weit von der Stelle entfernt sein, an der Kiko ihn gefunden hat. In unmittelbarer Nähe liegen nämlich einige abgenagte Knochen.“

Dass es sich bei diesen mit hoher Wahrscheinlichkeit um menschliche Überreste handelte, verriet Monique vorerst nicht. Sie wollte in Ruhe nachdenken, bevor sie ihren Freunden von dem unheimlichen Fund erzählte.

Die drei Freunde saßen am folgenden Nachmittag bei Tee und Kuchen beisammen, um über weitere Raubwildbejagung zu beraten. Die Population an Füchsen war in den vergangenen Jahren spürbar angestiegen, was eine ernsthafte Gefahr für bodenbrütende Vögel bedeutete. Auerhuhn und Birkhuhn waren in der Region bereits sehr rar geworden, weniger durch Bejagung, als durch die stets intensiver werdende Forstwirtschaft und den damit verbundenen Verlust an Lebensräumen und Rückzugsgebieten für Wildtiere. Wenn nun der Druck durch Beutegreifer wie Fuchs und Marder, aber auch vermehrt durch die stetig wachsenden Wildschweinbestände zu groß wurde, konnte dies das Ende für die edlen Raufußhühner bedeuten. Paul, Linda und Monique versuchten daher, die Anzahl der Prädatoren schonend zu regulieren.

„Heute Nacht soll es teilweise bewölkt sein, aber der Schnee bietet guten Kontrast“, meinte Paul, „Wollen wir es nochmals versuchen?“

„Ich bin dabei!“, zeigte sich Monique enthusiastisch, während sie Kiko an den Ohren kraulte, „Ein einzelner Fuchsbalg macht noch keine Mütze, dazu braucht es schon ein paar mehr.“

Monique hieß in Wirklichkeit Monika Langer. Sie war mit ihrem Mann Bernhard vor einigen Jahren aus Niederösterreich in die Steiermark nach Sankt Katharein im Lamingtal gezogen, um dem Stadtleben zu entfliehen. Beide hatten in ihrer neuen Umgebung sofort Anschluss gefunden und fühlten sich in ihrer Wahlheimat entsprechend wohl. Der Wechsel des Lebensmittelpunkts war auch deshalb möglich gewesen, weil beide beruflich von zu Hause aus arbeiten konnten und nicht in ein weit entferntes Büro pendeln mussten. Monique war als Grafik-Designerin selbstständig und daher ortsungebunden, während Bernhard als Leiter des Außendienstes in einem Pharmaunternehmen entweder mit dem Firmenwagen unterwegs war oder ebenfalls vom Homeoffice aus sein Team betreuen konnte.

Der Spitzname ‚Monique‘ begleitete die achtunddreißigjährige Frau seit ihrer Jugendzeit, während der sie Freunden und Familie durch ausartende Affinität zur französischen Küche auf die Nerven gegangen war. Seit ihrer Jagdprüfung vor neun Jahren hatte sich die Kochleidenschaft jedoch stark zugunsten regionaler Wildspezialitäten gewandelt. Unter Freunden wurde sie daher auch regelmäßig die ‚Wilde Monique‘ genannt.

Ihre Freunde Paul und Linda bewirtschafteten einen Bauernhof oberhalb des Dorfes, umgeben von Wald und Wiesen, auf denen sich zahlreiche Schafe tummelten. Im Nebengebäude unterhalb des Wohnhauses befand sich eine kleine, gemütliche Jagdstube, in der die vier während der kühleren Jahreszeit häufig beieinander saßen.

Da Bernhard als einziger nichts mit dem Weidwerk am Hut hatte, bestand die Runde an dem Tag nach der Fuchsjagd nur aus den drei Jägern plus Kiko und Susi.

„Ich schlage vor, wir starten gegen dreiundzwanzig Uhr und fahren langsam das Tal entlang“, umriss Paul seinen Plan, „Wenn wir unterwegs keinen Anblick haben, stellen wir den Wagen diesmal an der Landesstraße auf Höhe des inzwischen abgetragenen Heuschuppens ab. Dort, wo die kleine Holzbrücke über den Bach

führt. Ich habe an der Stelle schon öfter Füchse gesehen und mit dem Maus-Pfeifchen sollten die sich anlocken lassen.“

„Und falls sich dort nichts bewegt?“, wollte Linda wissen, während sie mit ihrem kastanienbraunen Zopf spielte, „Was dann?“

„Dann probieren wir es eben an einer anderen Stelle“, erhielt sie eine wenig aussagekräftige Antwort.

Nachdem sich Monique verabschiedet hatte, um die Stunden bis zu der geplanten nächtlichen Pirschfahrt mit ihrem Mann zu Hause zu verbringen, lenkte sie ihren alten grünen Geländewagen aus dem Hof ihrer Freunde hinab zur Straße, die Sankt Katharein mit Etmißl verband. Statt jedoch die Zufahrt zu ihrem eigenen Haus auf der gegenüberliegenden Seite des Tals anzusteuern, beschloss die Jägerin spontan, den Ort aufzusuchen, an dem sie den verendeten Fuchs und die rätselhaften Gebeine gefunden hatte.

Sie fuhr die kurze Strecke ins Dorf und bog auf die Landesstraße in Richtung Tragöß ab. Nach kurzer Fahrt erreichte sie die Ausweiche, an der die drei Jäger in der vergangenen Nacht ihr Fahrzeug abgestellt hatten. Monique parkte ihr Auto an derselben Stelle und sah sich um, während sie langsam ausstieg. Von den umliegenden Häusern schien niemand die jagdlich gekleidete Frau zu beachten. Sie versperrte den Wagen und schlenderte um den im Sonnenschein dampfenden Haufen Hackschnitzel herum auf die schneebedeckte Wiese. Die Spuren ihrer Nachsuche mit Kiko waren noch deutlich erkennbar und sie stellte beruhigt fest, dass seither keine neuen Fußabdrücke hinzugekommen waren. Rasch überquerte sie die freie Fläche und kämpfte sich durch das Dickicht am Waldrand, bevor sie nach kurzem Anstieg den steinigen Untergrund erreichte. Sie fand eine etwas einfachere Möglichkeit, über die rutschigen Felsen zu klettern, als in der Dunkelheit. Nachdem Monique die Haselstauden und dornigen Brombeerranken hinter sich gelassen hatte, stand sie wiederum vor der schroffen Wand, unter welcher der Fuchs verendet war. Ein paar rote Flecken markierten die Stelle.

Die Jägerin näherte sich langsam den verstreuten Knochen, die unterhalb der leicht überhängenden Felsen auf dem schneefreien Waldboden lagen. Bei Tageslicht wirkte der Anblick bedeutend we-

niger spektakulär als im schwachen Schein des Mondes. Dazu kam, dass insgesamt nur wenige Stücke sichtbar waren, die für einen Laien kaum Assoziationen mit einem menschlichen Skelett zuließen. Bis auf den Unterkiefer mit den deutlich erkennbaren Zahnfüllungen hätte ein Mensch ohne anatomische Kenntnisse die übrigen ausgebleichten, teilweise von grünen Algen überzogenen Knochen vermutlich für die Überreste eines Wildtiers gehalten.

Monique schoss mit ihrem Smartphone einige Fotos, bevor sie den Kieferknochen vorsichtig aufhob und von allen Seiten betrachtete. Die Plomben bestanden allesamt aus klassischem Amalgam, wie es in Zahnarztpraxen, abgelöst durch moderne Kunststofffüllungen, nur noch selten zum Einsatz kam. Sie schloss daraus, dass die Gebeine schon längere Zeit im Wald gelegen sein mussten.

Die Jägerin stopfte das Fundstück in die geräumige Außentasche ihrer Winterjacke, ließ jedoch die anderen Knochen und Fragmente unverändert im Erdreich liegen. Neugierig studierte sie die nähere Umgebung.

„Die Stelle hier ist ziemlich schwer zugänglich“, stellte sie fest, „Kein Wunder, dass bisher noch niemand die Teile entdeckt hat.“

Zahlreiche Fuchsspuren im Schnee führten von der Felswand weiter in das dichte Gestrüpp.

„Irgendwo in der Nähe muss sich ein Bau befinden. Meister Reineke hat sich ein abgelegenes Plätzchen für seine Behausung ausgesucht.“

Nach einem Blick auf die Uhr beschloss die junge Frau, den Heimweg anzutreten.

Kapitel 2

Tragöß–Sankt Katharein, Jänner 2023

Zwei Wochen waren vergangen, seit Monique den Fuchsrüden erlegt hatte und die Jagd in der darauffolgenden Nacht erfolglos geblieben war – die Fellmütze musste leider noch warten. Den menschlichen Kieferknochen hatte sie gleich nach ihrer Rückkehr aus dem Wald unter fließendem Wasser abgespült und, in ein Tuch verpackt, hinter den Dessous in ihrer Wäschelade versteckt, in der festen Überzeugung, dass Bernhard dort nichts zu suchen hatte.

Einige kurzfristige Aufträge von Stammkunden, in erster Linie über einfaches Werbematerial für Produkt-Promotionen, hatten sie während der vergangenen Tage davon abgehalten, sich näher mit dem ungewöhnlichen Fund auseinanderzusetzen. Nun war jedoch die Zeit gekommen, ein wenig zu recherchieren. Daran, die Polizei einzuschalten, dachte Monique nicht einmal im Traum.

Die junge Frau lehnte sich in ihrem Bürosessel zurück und schloss die Augen. Wie waren die Gebeine in den Wald gelangt und vor allem unter welchen Umständen? Wer war der Mensch, dem sie einst gehört hatten? Mann oder Frau? Handelte es sich bei dem Todesfall um einen Unfall? Oder womöglich um ein Verbrechen? Je länger Monique grübelte, desto mehr Fragen tauchten auf. Wann war der Mensch verstorben und war er niemandem abgegangen? Letzterer Gedanke veranlasste die Jägerin zu einer geistigen Notiz: Es musste doch möglich sein, anhand von Vermisstenanzeigen aus den vergangenen Jahrzehnten einen Anhaltspunkt zu finden. Die Altersbestimmung der Knochen ohne technische Hilfsmittel war schwierig, doch schätzte sie deren Verbleib im Wald auf höchstens fünfundzwanzig Jahre.

Erste Nachforschungen über das Internet lieferten erwartungsgemäß keine brauchbaren Ergebnisse. Eine weitere Option waren

die digitalen Archive diverser Lokalmedien, doch wusste Monique nicht so recht, wonach sie konkret suchen sollte. Während sie überlegte, was sie als nächstes anstellen sollte, fiel ihr Claudia ein, eine junge Standesbeamtin und Gemeindebedienstete in Sankt Katharein, die ihr bereits bei früheren Recherchen behilflich gewesen war. Vielleicht konnte sie anhand des Sterberegisters feststellen, wer in den vergangenen Jahrzehnten als vermisste Person nach entsprechender Frist für tot erklärt worden war.

Die Jägerin zögerte nicht lange und setzte sich hinter das Steuer ihres Wagens, um keine zehn Minuten später in das Amtsgebäude zu stürmen.

„Grüß dich, Monika“, hieß Claudia die unerwartete Besucherin willkommen.

Sie wirkte etwas verwundert über die zielstrebige Art, mit der Monique auf sie zusteuerte.

„Hallo! Entschuldige bitte mein unangemeldetes Hereinplatzen, aber ich hätte eine brennende Frage an dich.“

„Verstehe...“, erwiderte die Standesbeamtin zurückhaltend, „Wie kann ich dir helfen? Suchst du wieder nach Geburtstagen und Hochzeitsdaten?“

„Nein, im Gegenteil! Ich suche nach einer Möglichkeit festzustellen, ob jemand für tot erklärt wurde, nachdem er oder sie längere Zeit vermisst war. Konkret geht es um die vergangenen fünf- und zwanzig Jahre.“

Claudia überlegte kurz, bevor sie den Kopf schüttelte: „Ich fürchte, dass ich dir diesmal nicht helfen kann. Im Zentralen Personenstandsregister, das es erst seit Ende 2014 in digitaler Form gibt, sind die Todesumstände nicht vermerkt, nur die personenbezogenen Daten, Ort, Datum und Uhrzeit. Davor gab es überhaupt nur Formulare und die alten Bücher, aus denen noch weniger abgeleitet werden kann.“

Theoretisch sollte bei vermissten Personen statt eines Todeszeitpunkts beim Datum eine Spanne eingetragen sein, also ‚zwischen Tag X und Tag Y‘, aber danach kann man im Register nicht gezielt filtern. Totenbeschauprotokolle vom Arzt kommen zwar in die Aktenablage beim zuständigen Standesamt, aber das hilft wenig